

Leben nach der Forschung

So bitter der Ausstieg aus der akademischen Forschung für viele zunächst ist, bietet er doch neue Chancen. Fünf ehemalige Forschende erzählen, wie sie zur Freude an ihrem heutigen Engagement gefunden haben.

Von Judith Hochstrasser



DIE KÄMPFERIN

«Was mich fast getötet hat, war die mangelnde Anerkennung»

Christine Scheidegger, Bern
Früher: Genderforscherin
Heute: Bogentrainerin

Ein Pfeil, ein Bogen. Der Pfeil soll von A nach B fliegen. Eigentlich ganz einfach. Und doch hochkomplex. Denn dafür müssen Kopf, Herz und Körper zusammenstimmen. Christine Scheidegger, vergleichende Politikwissenschaftlerin und Genderforscherin, bringt heute Menschen das Bogenschiessen bei. Die 39-Jährige ist ein besonnener Mensch, der sich jeden Satz genau überlegt. Auch das Gesagte soll ins Schwarze treffen. Vielleicht kommt diese Bedachtsamkeit davon, dass sie mit sozialwissenschaftlicher Akribie beobachtet hat, was im wissenschaftlichen Umfeld getan und eben auch unterlassen wurde, bevor sie nach zehn Forschungsjahren aus der Wissenschaft ausstieg.

Sie mag auch nicht von Ausstieg sprechen, denn sie habe nicht freiwillig aufgehört. Es kostete immer mehr Energie, in einem «toxischen und diskriminierenden Umfeld» unter prekären Anstellungsbedingungen zu leben, wie sie es nennt. «Das Schweizer System akademischer Karriere basiert auf der Mitfinanzierung durch Partner und geerbtes Geld. Was mich zudem fast getötet hat, war die mangelnde Anerkennung. Du arbeitest die ganze Zeit, auch am Wochenende, aber es heißt eigentlich immer, es sei zu wenig. Ich habe – wie die meisten – viel mehr investiert, als fairerweise erwartet werden darf.»

Scheideggers Doktorarbeit an der Universität St. Gallen über die strukturellen Dimensionen von Geschlechterverhältnissen kam international an. «Noch heute erreichen mich E-Mails von Forschenden, die begeistert sind von den Ergebnissen.» Eine Stelle oder Fördergelder gab es trotzdem nicht. Unter anderem

scheiterten zwei ihrer Gesuche an den SNF. Als Scheidegger schliesslich den Hut nahm, tat sie dies nicht still und unbemerkt, wie es sonst bei Aussteigern üblich ist. Sie verabschiedete sich offiziell an einer internationalen Konferenz und informierte persönlich darüber, dass sie ihr Geld in Zukunft mit Bogenstunden verdienen wolle. Manche Leute waren perplex. Viele aber bewunderten sie für ihren Mut. «Bogenschießen ist mystisch-romantisch aufgeladen», räumt sie ein.

Seit zwei Jahren unterrichtet Scheidegger die Trendsportart in der Tiefenau, am idyllischen Stadtrand von Bern. Sie bietet auch Bogenschiessen als Therapie für Menschen in psychiatrischer Behandlung an und als Achtsamkeitstraining für Menschen in Umbruchsituationen. Sie erklärt: «Auf Englisch heißt Forschen Research. Ich searche immer noch. Und ich biete meine Such-Skills Menschen an, die selber auf der Suche sind». ●